



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 21, 25—33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluthen.“ Und die Menschen werden verächnacht: vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag' ich euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Adventsgedanken.

I.

Nieder, Herr, die Himmel neige,  
 Beuge sie mit starker Hand,  
 Und zu uns herniedersteige  
 In dies trübe Erdenland!  
 Komme, komme,  
 Heil'ger Christ, o komme!  
 Aus dem Dunkel wir uns sehnen  
 Nach dem neuen Morgenschein,  
 Und in Trauer und in Thränen  
 Harren wir, o Heiland, Dein.  
 Komme, komme,  
 Heil'ger Christ, o komme!

Mit diesen sinnigen Versen eines unserer neueren lath. Dichter, lieber Leser, glaube ich am einfachsten und zweckmäßigsten eine Seelen-Stimmung in Dir hervorzurufen, welche für die hier folgenden „Adventsgedanken“ möglichst günstig sei.

Du weißt, daß der „Advent“ vor allem den Zweck hat, uns auf die geistige Ankunft (advontus) des Herrn am hl. Weihnachtsfeste vorzubereiten, — nach der Weise, wie der Alte Bund sich einst auf die vor ungesähe zwei Jahrtausenden erfolgte leidliche Ankunft des Heilandes vorbereitet hat. Wer sich aber recht lebendig in diese vorchristliche Zeit zu versetzen sucht, dem tritt auch sofort ein großes Unglück vor die Seele: Der Sündenfall unserer Stammeltern!

Sie hatten eine Sünde begangen, anscheinend so klein und gering und dennoch unendlich tief und groß, — ja, so groß, daß die Menschheit mit einem Schlage all ihrer Gnaden und Güter verlustig wird, daß die Gräfte des Todes sich öffnen, daß die ganze sichtbare Schöpfung, die Thiere, die Elemente, kurz, alle Kreaturen gegen den Menschen, den itherigen König der sichtbaren Schöpfung, feindlich sich erheben. Diese Sünde ist so tief gegangen, daß sie Alles auf Erden umge-

staltet hat und der fruchtbare Mutter Schoß zahlloser anderer Sünden und alles Glendes auf Erden geworden ist. So groß und schwer ist diese Sünde und ihre Folgen, daß der eingeborene Sohn Gottes vom Himmel herabsteigen mußte, um in unbegreiflicher Liebe zu dem gefallenem Menschengeschlechte Sein Erlöser von diesem Sündenelend zu werden.

Du kennst die Probe, lieber Leser, auf die Gott unsere Stammeltern gestellt hatte; genauer betrachtet, war diese Probe von der höchsten Bedeutung, wenn sie sich auch in ihrer äußeren Erscheinung ganz kindlich darstellt, wie es jenem kindlichen Zeitalter der Menschheit entsprach. Gott wählte in Seiner Weisheit einen Baum im reichen Paradiesgarten aus, den des Menschen Hand nicht berühren soll. Während Er den Menschen zum König der sichtbaren Schöpfung bestellte, ihn mit der Herrschaft über das Paradies und das ganze Erdenrund befehlet hat, nimmt er diesen einzigen Baum aus, der also nicht unter der königlichen Herrschaft des Menschen stehen soll: dieser Baum ist gleichsam mit einem heiligen Banne umgeben, denn der Herr hat Sein Verbot auf ihn gelegt: „Ihr sollt nicht davon essen.“ (1. Mos. 2, 17.) Es ist, als ob Gottes höchste Herrscherkrone über ihm erglänze; der Baum soll verkünden, daß Gott der höchste Herr ist und daß der Mensch von Ihm Alles zu Lehen trägt: Und der Mensch soll das anerkennen! Damit aber der Baum dies um so klarer darstelle, wählt der Herr ihn gerade in der Mitte des Paradieses, im Herzen des dem Menschen geschenkten königlichen Gartens. Er wählt ihn in der Nähe des „Baumes des Lebens“; denn auch dieser stand in der Mitte des Gartens, wie die hl. Schrift berichtet: Neben die Verheißung des Lebens stellt Gott die Drohung des Todes, auf daß der Mensch wähle

Kirchenkalender.

- Sonntag, 29. November.** 1. Sonntag im Advent. Saturnin, Bischof und Martyrer † 250. Evangelium Lukas 21, 25—33. Epistel: Römer 13, 11—14. Anfang der kirchlich geschlossenen Zeit.
- St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht.
- Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. ● Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein.
- Montag, 30. November.** Andreas, Apostel † 62.
- St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Apostel Andreas.
- Dienstag, 1. Dezember.** Eligius, Bischof † 659.
- Mittwoch, 2. Dezember.** Bibiana, Jungfrau und Martyrin † 283.
- Donnerstag, 3. Dezember.** Franz Xaverius, Apostel der Indianer † 1552.
- Freitag, 4. Dezember.** Barbara, Jungfrau und Martyrin † 240. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 1/8 vor 8 Uhr Hochamt und Abends 1/8 Uhr Herz-Jesu Andacht. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu Feiert. Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt; Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht.
- Sonntag, 5. Dezember.** Anno, Bischof von Köln † 1075.



zwischen Leben und Tod. Verheißt der Lebensbaum ihm Unsterblichkeit, so öffnet die Drohung des Todes ihm die dunkle Tiefe der Gräber und läßt ihn hinabsehen in einen bodenlosen Abgrund. Furchtbare Strenge und wahrhaft väterliche Liebe hat der Herr dort im Paradiese vereinigt und mit beiden — wenn ich so sagen darf — um die menschliche Seele erworben.

Wie aber in den schönsten, herrlichsten Gegenden der Erde die blutigierigsten Tiere sich finden, unter farbenprächtigsten Blumen die giftigen Schlangen lauern, so ließ Gott auch zu, daß im Paradiese, wo er das Füllhorn aller Güter ausgegossen, der gefallene Geist der Sünde sich niederließ, und das ergangene göttliche Verbot und die Drohung des Todes in lügnerrischer Art verhöhete, und zwar an dem Baume, der die Majestät Gottes dem Menschen gegenüber wahren sollte.

Daß es ein Geist sei, der aus der Schlange zu ihnen rede, erkannten unsere Stammeltern zwar sogleich, — ob es aber einer der gottgetreuen, seligen Geister oder ein gefallener Geist sei, ob es ein Geist sei in der bewährten Engel-Unschuld, oder ein Geist, belastet mit der furchtbaren, ewig lastenden Fingelschuld: darüber mußten sie nun bald Gewißheit erlangen. Engel und Menschenseelen sind unsichtbar; mit leiblichen Augen läßt sich weder ihre Vortrefflichkeit noch ihre Verworfenheit erkennen. Aber sobald ein Engel oder eine Menschenseele, also ein Geist seine Gedanken äußert, so kann man ihn nach diesen seinen Äußerungen würdigen und beurteilen. Darum sprach schon ein heidnischer Weiser zu einigen ihm unbekanntem Jünglingen: „Redet, damit ich euch sehe.“ Allerdings erwarten wir nicht, daß der Teufel, welcher durch Verführung gewinnen will, offen heraus sage, daß er der Teufel sei, — vielmehr fleißt er sich, wie der Apostel bemerkt, in einen „Engel des Lichtes“ um und spielte vor unsern Stammeltern eine Rolle, daß wir in ihm den vollendetsten Schauspieler erkennen: Seine Bühne hat er aufgeschlagen an dem Baume der Erprobung; das Gebot Gottes ist so einfach und klar — und nun gaukelt er den beiden allerlei vor. Er wendet sich an das Weib, als den schwächeren Teil, und tut, als ob er den Mann nicht bemerke und als ob der ihm nichts angehe. Er spielt zunächst den bescheidenen Frager; aber seine Frage ist wohl geeignet, Zweifel zu erregen, und das ist es, was er zunächst will: Hat wohl Gott gesagt, daß ihr nicht essen dürft von allen Bäumen des Gartens? Habt ihr ihn auch recht verstanden? Ist wohl anzunehmen, daß Er es so gemeint? Ist anzunehmen, daß Gott in diesem Garten der Luft euch, Seinen geliebten Kindern, einen Genuß verweigert, daß Er gerade diese liebliche Frucht zu nehmen verboten hat? Dann wäret ihr ja arm mitten in diesem paradisischen Reichthum!

Wie einst im Paradiese, so ist es lieber Leser, überhaupt mit der Versuchung: Sie führt eine Sprache, die recht unschuldig klingt, aber zunächst Zweifel in uns weckt in Bezug auf das, was uns erlaubt bzw. verboten ist, selbst wenn das Gesetz noch so klar redet. Weisen wir denn die Versuchung nicht sofort ab, so hat die Sünde schon in unserem Innern begonnen, wir künden Gott den Gehorsam auf, werden Rebellen gegen Gott — wie einst unsere unglücklichen Stammeltern.

### Ueber das Nachtwandeln.

Interessante Beobachtungen.

Jüngst ist im Verlage von J. Guadenfeld u. Co. (Berlin) ein interessantes Werk erschienen unter dem Titel: „Krankheit, Begabung, Verbrechen, ihre Ursachen und ihre Beziehungen zu einander“ von Arthur R. D. Lehmann. Aus dem reichen Inhalt des Buches, das sich in drei Haupttheile: Krankheit, Gehirnfunktion-

nen und die Beziehungen beider zu einander, gliedert, haben wir das interessante Kapitel „Ueber das Nachtwandeln“ hervor:

Der Somnambulismus (das Nachtwandeln) unterscheidet sich vom Traume nur dadurch, daß nicht bloß wie im Traume ein oder mehrere Gefühle oder Ideen in Tätigkeit treten, sondern daß dazu noch einer oder mehrere Sinne kommen, die fähig sind, Eindrücke von außen aufzunehmen, und daß eines oder mehrere Bewegungszentren arbeiten. Wenn wir trotz der größten Anstrengungen den Schlaf nicht mehr unterdrücken können, schlafen wir zunächst nur teilweise ein. Wir sind im Halbschlaf — wir hören zum Beispiel noch, was um uns vorgeht. Man schläft sogar im Gehen ein — um von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe aufzuschrecken und vollständig zu erwachen. Am Morgen erwachen wir nicht vollständig auf einmal; wir liegen noch im Halbschlaf, aber wir hören die Uhr und die Glocken schlagen, wir hören den Bahn krähen und die Wagen rollen; ein Beweis dafür, daß einige isolierte Organe arbeiten können, und zwar nicht bloß innere, sondern auch äußere. Ein sehr lebhafter Traum setzt zum Beispiel auch einige Gehirnpartien in Tätigkeit, die willkürliche Bewegungen dirigieren. Man macht Anstrengungen, um sich aus Gefahr zu erretten, man stößt Schreie aus, man spricht, man lacht; auch die Tiere machen analoge Bewegungen während des Träumens; Hunde bellen z. B. oder bewegen die Rufe usw. In diesen Fällen erstreckt sich die Tätigkeit (oder das Wachen) auf die Zentren der Stimme und der Extremitäten. Manchmal hört eine schlafende Person, sodaß man sich mit ihr unterhalten kann; in diesem Falle arbeitet das Hörzentrum und das äußere Ohr. Man kann auch unter Umständen während des Schlafes sehen. Gall lernte in Berlin einen jungen Mann von 18 Jahren kennen, der von Zeit zu Zeit außergewöhnliche Anfälle hatte. Während dieser Anfälle erhob er sich schlafend aus dem Bett und ging mit offenen Augen im Zimmer herum, wobei er Hindernisse, die man ihm in den Weg stellte, entweder sorgfältig vermied oder hinwegnahm. Dann warf er sich wieder ins Bett und wachte nach einiger Zeit auf, um sehr erstaunt die Umstehenden zu erblicken, die ihm zugehört hatten. Das Experiment weiß nach, daß Somnambule, die die Augen geschlossen halten, sich verletzen, wenn man ihnen ein unbekanntes Hindernis in den Weg stellt; ebenso fallen sie in Löcher usw. Wenn sie sich mit geschlossenen Augen in einem bekannten Lokale aufhalten, orientieren sie sich wie die Blinden durch Tacten und mit Hilfe des Ortsgedächtnisses. Ebenso wie Hören und Sehen können auch andere äußere Sinne während des Schlafes tätig sein. Wir riechen die Erbalationen, die uns umgeben, wir schmecken, ob unser Speichel nach schlechter Verdauung bitter oder süßlich ist, wir fühlen die Wärme, die Kälte usw. Die meisten denken, der Somnambulismus sei ein ganz außergewöhnlicher Zustand, weil die Somnambulen während ihres Schlafes Dinge ausführen, die sie im wachen Zustande nicht fertig bringen. Alles Wunderbare aber verschwindet sofort, wenn man sich überlegt, unter welchen Umständen diese tollen Kunststücke ausgeführt werden. Fast jedermann kann von der Galerie eines Turmes aus großer Höhe ohne Furcht herabsehen, wenn erstere nur ein Geländer hat. Man kann auch auf einer sehr schmalen Latte, die auf dem Boden liegt, hinlaufen, ohne zu straucheln, aber man lasse das Geländer weg oder lege die Latte über einen Abgrund, und wir sind verloren. Warum? Weil wir nicht auf der Latte gehen können? Durchaus nicht — es ist nur die Furcht, die uns das Zutreten zu unseren Kräften raubt. Beurteilen wir danach den Somnambulen. Er sieht recht gut, was er tut, aber die Organe, die ihm die Gefühle empfangen schloßen, daher ist er ohne Furcht und führt alles aus, was ihm seine körperliche Verfassung gestattet. Man wecke ihn auf, und er wird im Augenblicke die Gefahr erkennen und darin umkommen. Auch der Somnambulismus beruht somit die Mehrheit der Organe.

### Das Sprechende Bild.

Von Valentin Traudt.

Ueber dem zackigen Kamm der westlichen Berge stiegen schwarze Wetterwolken auf. Aber schon winkten aus den Erlen und Ulmen die roten Dächer des Reumühler Hofes. Der Bach, an dem sich die Straße durch das liebe Tal schlängelte, rauschte wild über das Gestein, nur hin und wieder von dem Heulen des vor dem Gewitter einherbrausenden Sturmes übertönt.

Doktor Berner mahnte den Kutcher zu noch größerer Eile, obgleich die Pferde nur ungern den ihnen entgegenkommenden Staubwolken zutrachten. Der Doktor selbst war von einer unerklärlichen Unruhe befallen. Warum rief ihn der kurze Brief eigentlich auf das Gut? Hatte nicht Helene geschrieben, daß die Eltern doch einwilligen würden? Was sollte denn das Schreiben, das keine freundige Silbe, noch nicht einmal einen Gruß der Braut enthielt?

Fernher grollte schon der Donner. Die Pferde spielten unruhig mit den Ohren.

„Wir erreichen's noch, Herr!“

Nun ging es auch über die Brücke und man hörte Stimmen vom Hofe her, Kettenklirren aus den Ställen und das Rauschen der großen Linden, welche an der Treppe des Herrschaftshauses standen. Jetzt noch eine Biegung. . . . Der Landauer fuhr ein.

Herr und Frau Zechner erschienen unter der breiten, altertümlich geschnittenen Tür und bewillkommneten den Gast. Beide schienen auch erregt und in ihren Worten unsicher zu sein. Bestürzt über das Fernbleiben von Helene, reichte ihnen Berner stumm und zögernd die Hand, während seine Blicke erst fragend von einem zum andern gingen und sich dann verwirrt zur Erde senkten.

Herr Zechner legte seine Hand väterlich auf die Schulter des Doktors, indem er ihn mit den Worten über die Schwelle geleitete: „Es tut mir unendlich leid, mein lieber Herr Berner, aber es muß zu einer klaren Aussprache kommen.“

Ein Blick fuhr nun über das Tal.

„Mein Gott, welches Wetter!“ rief die Frau.

Der Sturm heulte im Schornstein, einige Schalter schlugen zu und dazwischen mischte sich das Grollen des Donners. Sie führten den Gast in das saalartige Empfangszimmer, wo er auf einem längst aus der Mode gekommenen Sofa Platz nehmen mußte. Rings standen langlehnige Großvaterstühle, dunkle eisenschlagene Truhen, ein breiter Schrank mit Engelsköpfen und am großen Kachelofen eine altdeutsche Bank. Das Weinlaub vor den Fenstern dämpfte sonst schon die Helle des Tages zu einem traulichen Halbdunkel, jetzt aber herrschte völlige Dunkelheit.

„Es tut uns unendlich leid, Sie bei diesem Wetter — — aber, es muß schnell — — es — ja —“

Dann entstand eine Pause und es war, als lausche jeder nur auf die Stimmen der Natur.

„Hier in dieser alten Stube, Herr Doktor, sind seit über 200 Jahren die Gesichte unseres Hauses entschieden worden. Alle diese Stühle —“

Ein Blick zuckte. . . .

„So weit ich die Sache erfasse, ist wohl das Wetter von schlimmer Vorbedeutung?“ fragte der Doktor dann an.

„Ach dieses Wetter!“ seufzte die Frau.

„Herr Berner, Sie müssen nicht denken, daß ich gegen Ihre Person etwas hätte! Nein! Das nicht! Hätte ich nur einen Sohn! Doch so? Wenn Sie Helene heimführten, ginge der Hof in andere Hände über, er würde verkauft, vielleicht umgebaut, vielleicht ganz abgerissen? Sehen Sie hier die alten Stücke sind eigentlich lauter Familienheiligthümer, ehrwürdig, reich —“

Der Gutbesitzer hielt inne und strich sich über die Stirn.

Draußen rauschte der Regen herab und trommelte an die Scheiben.



„Leid tut es mir um unser Kind; denn sie — sie — ich glaube sie liebt Sie.“

„Herr Fehner, ich weiß, ich weiß es.“  
Der Doktor war aufgesprungen.

„Aber sie muß entzagen. Sehen Sie da das alte Bild der Frau über dem Sofa. Vor 175 Jahren starb sie mit den Worten: „Halte fest an unsrer Erde!“ Und das haben die Fehner bis heute getan und es hat ihnen Glück gebracht.“

Und Werner fiel ihm nun in's Wort.  
„Aber es werden doch nun keine Fehner mehr auf dem Gute sein?“

„Aber die aus dem Geschlechte, Herr!“

„Wenn nun meine Liebe zu Helene so groß wäre, daß ich mich entschließen könnte, nun zu der Theorie, ich meine zu meiner Stubenchemie die angewandte, praktische hier draußen zu erlernen? Wäre das unmöglich?“

Der Alte räusperte sich verlegen.  
„Der Hof bedarf auch des Kapitals. Die Zeiten sind schlecht.“

Werner hatte sich wieder gesetzt.  
„Ich meine das wären da, wo es sich um das Glück des Kindes handelt, lauter kleine, äußere Bedenken? Helene liebt mich, ich sie aus ganzem Herzen, ich habe meine sichere Stellung und das genügt doch? Wenn das Glück an diesen ehrwürdigen Stücken da hängen sollte, nun, die könnte man ja mit in die Stadt nehmen. Am Ende ist es doch gleich, wo man das Glück zwingt?“

„Ne, nein! — Sagen Sie das nicht. Hier fielen die Schweißtropfen meiner Vorfahren, hier hauchten sie segnend ihre Seele aus, hier nur ist für meine Familie das Glück. Und wie hängt Helene an dieser Scholle, diesem Wiesental, diesen Blumenrainen... Wer dem Menschen seine Heimat nimmt, nimmt ihm ein Stück vom Leben, Herr Doktor. Drum ist's auch bei Ihnen in den Städten so kalt...“

„Wie brach nun erst das Wetter drängen los! Blik suchte auf Blik und es war unter dem Rascheln der Blätter da am Fenster als regten sich auch hier in der Stube geheime Geister... Eine ganze Welle wagte niemand ein Wort zu sagen...“

„Wenn ich nun alles von mir schüttelte, wenn ich herauskäme, wenn ich mein Kapital aus der Fabrik jöge, viel ist es ja nicht — Herr Fehner, bedenken Sie nur eins, nur eins — das Glück Ihres Kindes. Fragen Sie Helene.“

„D ich weiß, ich weiß, Herr, aber es —“

Alle fuhren empor. Das Haus schien zu bebden, so heftig rollte der Donner. Und dann kam es wie ein Wolkenbruch herab.

„Mein Gott, mein Gott! Mann, laß das jetzt, ich kann jetzt nicht weiter.“

Und wieder war die Stube taghell und wieder grollte der Himmel.

„Herr Werner, ich darf überlegen wie —“

„Lieber Mann, laß doch das jetzt!“

„Aber es muß sich doch entscheiden.“

Hinter der Scheune splitterte eine Weis-tanne von oben bis unten auf, die Fenster klirren, von dem Gange her schrie eine Dienstmagd...“

In dem Augenblick löste sich das alte Oel-bild von der Wand. Herr und Frau Fehner starrten entsetzt hin wie es sich über dem Haupte ihres Gastes zu neigen schien. Aber der hing es behutsam auf und musterte es mit liebevollem Blick. Der Gutsherr nahm es ihm aus der Hand.

„Kommen Sie!“

Und er führte ihn über den dunkeln Gang hinüber zu einem kleinen Stübchen. Dort war das Fenster offen und man vernahm den herben Geruch des erfrischten Laubes und hörte wie sich schon wieder die erste Schwalbe aus ihrem Neste unter dem Wetterbrett her-dortwagte.

„Helene!“

„Papa!“

„Hier bringe ich dir deinen Bräutigam. Kinder, werdet glücklich.“

Und schon hing das Mädchen weinend an

des Geliebten Brust. Vater und Mutter standen bewegt dabei. Indessen wurde der Regen schwächer und ein heller Schimmer kam über die Gartenbäume herauf. Eine Amsel fing an, eine zweite antwortete.

„Das Bild hat geredet, Helene.“

„O, wie ich glücklich bin, Mutter.“

„Weil du glücklich werden mußt. — Es ist der Segen unserer Urahne, Kind! — Denke daran.“

Als über dem Tal die Abendsonne stand, feierte man in der großen Stube die Verlobung der Beiden in traulichem Kreise und der Gutsherr erzählte, wie das Bild noch immer in solchen Fällen, wo ein Fehner nicht aus noch ein wußte, entschieden habe und stets sei es zum Glück für die Familie gewesen. Das Brautpaar horchte bewegt auf die wunderbaren Erzählungen. Dann sagte Helene: „O, ich wußte das auch so. Ich sah drüben und lauschte wie die jungen Schwälbchen während des schweren Wetters so vergnügt plauderten und dachte mir, allen, die hier außen wohnen, hat Gott so ein Herz gegeben und da kann Vater und Mutter gar nicht anders.“

„Sehen Sie, ach so, siehst du, die darfst du nicht in die Stadt holen“, meinte die Mutter.

„Was denkst du eigentlich über uns alt-fränkische Leute? Ich achte auf Vogelgeschrei, Väterchen ist voll —“

„Sage mir ja nichts von Aberglauben, Helene. Das ist nun mal so. Vater, Großvater und alle, alle haben es geglaubt und es war ihr Glück gewesen.“

„Ein klares Wolken bringt stets Glück!“ warf der Doktor ein.

„Ach, ich kenne eigentlich nur die Welt hier“, sagte die Frau bescheidenlich, „meine Ulmen und Eschen, meine Kornfelder und meine Rosen und muß mich schon auf den Geist der Fehner verlassen.“

„Auf die Worte des Bildes, Frau. Von einem Geist ist hier nicht die Rede.“

„Ich fürchte nur, die junge Welt wird —“

„Das Bild hoch in Ehren halten!“ fielen die Verlobten, von einem Geiste getrieben, in erustem Tone ein. —

### Romeo in Töten.

Theaterhumoreske von Emil Krieh.

Wir saßen in unserm gemütlichen Kneip-winkel hinter dem Theater beim Glase Bier. Wir hatten das wohl verdient, denn wir hatten eine Bombenvorstellung hinter uns — und Kollege Hoffacker war nicht anwesend, und wir alle empfanden das als eine Wohl-tat. Nicht etwa, daß Kollege Hoffacker ein unverträgliches Geselle gewesen wäre — im Gegenteil, er war sehr liebenswürdig. Aber er konnte sacktrob werden, wenn man fünf Minuten beisammen saß und die Statistik noch nicht auf dem Tische lag.

„Gott!“ sagte jetzt der erste Komiker, „hat die Reineck da heute eine „Ottegebe“ hinge-legt! Gott erbarm sich!“

„Na —“ sagte der jugendliche Charakter-darsteller hämisch, „war Püschel als „Armer Heinrich“ vielleicht besser? Armer „Heinrich“!“

„Aber“, warf Schweiger ein, der erste seriöse Vater, der auch ältere Charakter-rollen spielte — „am erst der Schweiger, dieser alte Esel, als „oller Ottegeberich“ (Ottegebens Vater). Na — der war doch nun gar unter der Kanone! Nicht wahr, Kinder?“

„Nee — nee — Schweiger, wie könnt Ihr nur denken —“

„Die Anwesenden sind ausgeschlossen — selbstverständlich“, erwiderte Schweiger trocken, „Kinder, seid doch nicht so langweilig — wollen doch mal ein bißchen auf die Kollegen schimpfen.“

„Schweiger, Du bist mal wieder unansieh-lich. Erzähl' uns lieber von Deinen vielen Schnurren, wenn Dir unsere Unterhaltung nicht paßt.“

„Natürlich — zum Erzählen bin ich Euch

gut genug. Na meinetwegen, will mich mal mißbrauchen lassen und meine Perlen vor di-Säue werfen.“

„Dho —“

„Na — wenn's Euch nicht paßt, dann braucht Ihr's nur zu sagen —“

„Na, nu sein Sie doch nid, gleich so rabiat. Jetzt hätten Sie uns schon 'ne ganze Ge-schichte erzählen können.“

„Also hört zu. Es war vor ca. einem Vierteljahrhundert und ich spielte am Stadt-theater in Magdeburg jugendliche Helden und erste Liedhaber —“

„Ach nee! Wie habt Ihr denn das ge-macht?“ ließ sich da Brachmann, der jugend-liche Held, vernehmen.

„Besser als man heutigen Tages die's Fach verzapft. Wir verstanden damals wenigstens noch zu sprechen und wußten noch nichts von „naturalistischer“ Spielweise, was eine so wohlklingende Bezeichnung für Maul-faulheit ist.“

Ein allgemeines, beifälliges Gemurmel erscholl in der Runde, denn es war der „schöne“ Brachmann nicht beliebt bei den Poßegen. Er war wirklich ein schöner Mann, sowohl von Figur als auch von Gesicht und hatte ein Organ wie eine Glocke, aber war auf diese beiden Vorzüge entschlossen eingebildet — idiotisch, sagten die „lieben“ Kollegen. Dann aber ging er mit seinem Organ sehr haus-hälterisch um und wenn er nicht bei Laune war, so mußte er nach Mainz'schem Muster herunter — „naturalistisch“ nannte er das! Deshalb saß der Hieb auch so vortrefflich.

„Eines Tages bekomme ich einen Brief von einem Kollegen, mit dem ich einmal in be-scheideneren Verhältnissen, namentlich in Stadt einige Jahre vorher engagiert gewesen war. Jetzt war er bei der Schmiere ange-langt — du lieber Gott, mußte der herunter gekommen sein! Was die Ursache gewesen war, das konnte ich mir ja denken und mir fiel das schöne Verklein ein:

Herr Kling war sonst ein braver Mann,  
Von Stand ein Stadtsoldat —  
Nur schade, daß er dann und wann  
Ein wenig schnapen tat!

„Na — ein Stadtsoldat war er ja nun nicht — aber —“

Er schrieb mir also er habe sich als Bene-fiz den Vater Lorenzo in „Romeo und Julia“ ausgewählt, und nun frug der Unglücks-mensch an, ob ich ihn nicht dazu den Romeo spielen wolle — eine Julie habe er schon von Halle her, Frau K., die ich ja wohl auch kenne.

Was sollte ich tun — ich konnte doch nicht anders, denn der setzte mir ja geradezu die Pistole auf die Brust. Ich ging also zum Direktor, um ihn um die Erlaubnis zu bitten. Der hatte Sinn für Humor und erlaubte mir's unter der Bedingung, daß auf dem Zettel vermerkt werde, daß ich es nur aus Freundschaft für den Benefizianten täte.

„Ich kam an“, Schweiger sah sich in der Runde um und musterte uns einen nach dem andern einen kurzen Augenblick. „Natürlich Ihr Grünshabel“, fuhr er fort, „Ihr könnt das nicht verstehen! Heut zu Tage meint man, man könne ein großer Künstler werden, ohne die Schmiere durchzumachen. Deshalb wißt Ihr auch nicht, wie es bei so einer rechten, echten Schmiere älterer Sorte zugeht! Frau K. und ich drückten uns verständnislos die Hand, als wir uns auf der einzigen Probe trafen — wir kannten es aus eigener Er-fahrung — es war ja noch garnicht so lange her!“

Und nun ging „der Unfug“, wie Frau K. sagte, los. Daß sämtliche Boten ge-tricken waren, ist selbstverständlich, ebenso selbst-verständlich, daß „Dybalt“ den Apotheker, und Mercutio, der ja auch bald tot ist, den Prinzen Paris mitspielte. Neu war mir allerdings, daß auch noch der Benefiziant im Anfang eine andere Rolle, nämlich den Peter, mitzusprechen hatte. Die Bühne gehörte mit zu dem Schlimmsten, was mir je vorgekommen war — ein richtiges „Rudelbrett“. Ich äußerte



dem Direktor gegenüber meine Bedenken wegen des Aufbaus, aber er belehete mich in zwar unterwürfigem Tone aber doch nicht ohne einen gewissen Spott, daß man nicht bloß in Magdeburg Komödie spiele. Auch gelernt war nichts und da verwies mich denn der Direktor auf den zuverlässigen Souffleur. Dieser tüchtige Mensch nun war ohne Vorderzähne, sprach nicht deutsch, sondern böhmisch — deutsch mit einem lieblichen nasalten Beiklang und soufflierte mit Betonung — d. h. er betonte in jedem Satz gerade das einzige Wort, in jedem Worte die einzige Silbe, die uns Himmelswillen nicht betont werden durfte — und Frau K. und ich, die wir unsere Rollen bis aufs „und“ wußten, verbatn uns sein soufflieren verschiedene Male ganz energisch und wurden zuletzt noch ziemlich grob. Endlich hatte er einigermaßen begriffen und gab uns nur den Anschlag nach jedem Strich — und deren waren nicht allzu wenig.

Aber das Stück sollte noch viel geistreichere zur Aufführung gelangen, — und das lag an der Bühne.

Die Gartenzene des zweiten Aktes kam heran — der wievielte Akt es war, wußte das Publikum der vielen Verwandlungen wegen garnicht, und es war auch bereits nach 9 Uhr, da die Vorstellung um 8 Uhr begonnen hatte.

Ich deklamirte:

Wie kann ich fort, wenn hier mein Herz verweilt? Zurück zur Sonne, dunkler Erdentaub.

Ich stieg über die „Mauer“, die bedenklich krachte!

„Vorwärts!“ rief man mir auf der Gallerie zu und war bereits in richtiger Stimmung, während man vorher mir sowohl wie Frau K. zugejubelt hatte. Die Balkonzene ging vorzüglich — natürlich — vom Ensemble störte keiner das Ensemble, das Frau K. und ich darstellte.

Da, nach dem zweiten Auf der Amme „Fräulein“ nahte das Verhängnis. Ich kram ein wenig am Balkon in die Höhe — man hatte eine Gartenbank hingestellt, auf die ich den Fuß setzte — aber sie krachte zusammen, da sie wohl nicht mehr fest auf den Beinen war. Nun hing ich einen Augenblick frei schwebend und konnte auch nicht sogleich hinunterspringen, wenn ich nicht über den Trümmern die Beine brechen wollte. Als gewandter Turner stieß ich mich also ab und schwang mich hinunter. Aber o weh — der Balkon brach und Julia fiel mir mit einem Schrei in die Arme. Der Schwung war etwas stark und Frau K. durchaus keine „leichte Person“. Außerdem war ich auch noch im Schwung und fiel deshalb gegen die Gartenmauer die umfiel und uns unter sich begrub.

Eine unbeschreibliche Szene folgte diesem „Fall Julia“. Geschrei — Gelächter — der „Wolkenschieber“ verließ den Platz am Vorhang und kam heraus — das ganze „Ensemble“ erschien auf der Bühne und suchte uns zu befreien. Der Direktor aber, der den Prinzen von Verona spielte, trat vor und apostrophierte das Publikum im reinsten sächsisch folgendermaßen.

Noch eh mer'ich dachte, endet dieses Schicksal —  
Es gibt uff Erden geen vollkommenes Glück.  
So enden hier zwee junge blühende Leben  
Weil sie sich gar zu jäher geliebt — nu äben!  
So sehr embürt's das Haus der Capulets  
Das sich een Montague dran festgehebt —  
Es bracht zusammen ohne viel Genieren —  
Und wir, die wir den Schreck noch in den

Gliedern schbierten,  
Wir wollen noch was Lustiges tragieren:  
Noch einen Augenblick geht sich zu Frieden  
Wir schbielen jetzt e bischen „Krieg in Frieden“.

Das Unglaubliche geschah. Nachdem die Trümmer des Capuletschen Hauses abgeräumt waren, spielte man den letzten Akt von „Krieg im Frieden“. Der Benefiziant war „großartig“!

## Der Sonderling.

Novellette von S. Palm.

Herrn von Bechtold war es ergangen wie so manchem Andern, den die Glücksgöttin lange Zeit über Gebühr verwöhnt und den darum der erste, schwere Schicksalschlag zum grollenden Sonderling machte.

Fortuna hatte Maximilian von Bechtold reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, ihm ein blühendes Weib, drei reizende, kleine Töchter bescheert; kurz, in Bechtoldsheim schien sich die launische Göttin dauernd niedergelassen zu haben. Da raffte der unerbittliche Tod die Schlossherrin plötzlich von der Seite ihrer Lieben.

Sein einziges waren jetzt seine drei Töchter, an denen er zwar mit ganzer Seele hing; in welche Zuneigung sich aber auch der ganze Egoismus des alternden Sonderlings mischte.

Lora, Thea und Elly wuchsen zu lieblichen Jungfrauen heran. Doch sie lernten früh auf die Freuden der Jugend verzichten. Für sie gab's keine Bälle, keinen Umgang mit Altersgenossinnen. Tag ein, Tag aus lebten sie mit dem Vater wie in stiller Klausur zusammen. Keine Abwechslung unterbrach die Monotonie ihres Lebens. Und ach — wie sehnten sie sich hinaus in's Leben, dem sie doch so weltfremd gegenüber standen.

Wie ein Cerberus hütete Herr von Bechtold seinen dreifachen Schatz, namentlich vor der Annäherung eines Mannes. Er schien es nicht zu sehen, wie sich aus seinen fröhlichen Kindern frühreife, ernste, melancholische Menschen heraubildeten.

„Meine Töchter haben's nicht nötig zu heiraten. Also will ich sie vor jeder Veruchung bewahren“ pflegte er dem Sanitätsrat zu entgegnen, wenn dieser ihn hin und wieder von seiner Schrunke zu belehren versuchte. „Ich will meine Töchter nicht wie meine Frau verlieren.“

Der Arzt zuckte dann wohl die Achseln. „Wenn Sie's nur nicht noch ein Mal bereuen, lieber Freund.“

Dann lachte der alte Junker beruhigt. „Ich? I ne, wo denken Sie hin! Die Welt stirbt noch nicht aus ohne meine Enkel.“

Dann schwieg der Doktor und dachte sich lieber im Stillen sein Teil.

Und für den alten Mann kam denn auch eine schlimme Zeit.

Seine Älteste war ihm eines Tages auf und davon gegangen, hinaus in's Leben, um sich auf eigene Füße zu stellen. Und ob er auch wetterte und tobte; sein Kind kam darum nicht zurück in den goldenen Käfig, den er ihm geschaffen.

Für die Jüngeren war dies ein Schlag, aber auch ein Grund mehr, sich gleichfalls nach Freiheit und Glück zu sehnen. Die Jahre gingen hin. Der Schwester Name drang trotz allen Verbots auch in die Einsamkeit des weltabgeschiedenen Bechtoldsheim. Lora war auf dem Wege eine berühmte Künstlerin zu werden.

Und wieder kam ein Tag, da trat sein zweites Kind, das zurückhaltendste und sanfteste, vor den alten Egoisten hin.

„Vater laß mich fort zu Lora auf ein paar Tage. Ich habe ja solche Sehnsucht. Es ist doch meine Schwester.“

Sollte er ein hartes Nein sprechen? Er sah das Blehen in den sanften Augen, er gedachte der ferneren Tochter, die er verloren. Konnte er die zweite mit Gewalt halten?

„Ich will's Dir erlauben; aber verplempere Dich nicht. Ich erwarte so viel Charakter von meiner Tochter, daß sie sich meinen Wünschen fügt.“

„Du kannst Dich auf mich verlassen, Vater“ klang es resigniert zurück.

Und sie kam wieder, verjüngt, verschönt; doch in den dunklen Augen ein stummes Sehnen.

Ob's der Alte sah? Er fragte nicht. Und als Thea's Wangen in ersterbender Hoffnung

blässer und schmäler wurden, schien er ein stilles Martyrium auch nicht zu gewahren.

Nur rauher als sonst war er noch und nur der kecke Frohsinn und Uebermut der Jüngsten vermochten ihn ab und zu aufzuheitern. Ja, seine Jüngste! Das war ein Mädel, aus Holz wie er geschmitten; auf die konnte er sich schon verlassen, so meinte er voll innerer Genugtuung; die war Eine, die sich nicht gleich von jedem hübschen Schnurrbart den Kopf verdrehen ließ. Die wirkte und schaltete, kommandierte wie ein Mann in Haus und Hof herum, daß sein rauher Sinn eine Freude daran hatte.

Und wieder gingen die Jahre hin. Aus dem rauhen Junker war ein griesgrämiger Podagrafranker geworden, dessen Pfiege-Thea, dessen Stellvertretung auf dem Gut Elly übernommen hatte.

Aber so frisch die Jüngste auch war, ganz ohne männliche Oberaufsicht wollte es doch nicht gehen. Ein Inspektor mußte her. Und er kam: ein kräftiger, schöner Mensch in den Dreißigern, ein Mann mit wenig Manieren, eisernem Willen und unermüdlicher Arbeitskraft. Da gab es manchen stillen, manchen offenkundigen Zusammenstoß zwischen dem Herrn Verwalter und der Tochter des Hauses; doch der Alte hatte seine Freude daran. Je schlechter die Zwei sich standen, je mehr lachte ihm das Herz im Leibe. Da gab's ja wenigstens keine Anbandelei zu befürchten. Na und die Thea gesiel dem energischen Inspektor gewiß nicht. Die senfzte ja noch immer um ihr verlorenes Glück, die Mondschneepinzessin!

Dann kam das Ende. — Es kam nicht unerwartet und der alte Herr hatte sich darauf vorbereitet.

„Meine Älteste existiert nicht mehr für mich. Ihr wißt's! Ich habe sie aufs Pflichten beschränkt in meinem Testament. Euch aber trifft dasselbe Los, wenn Ihr so dumm seid, Euch etwa einfallen zu lassen noch zu heiraten.“ Sein Blick ruhte dabei streng auf Thea. Der Jüngsten aber nickte er, gleichsam ihrer sicher, zu. „Du bist mein Mädel!“

Da trat sie vor ihn hin in ihrer ganzen imposanten Größe, mit dem ehelichen Freimut, den der Vater stets so hoch geschätzt.

„Vater, warum soll ich Dich belügen? Ich heirate den Franz.“

„Den Franz? Welchen Franz?“ stammelte der Kranke.

„Nun unsern Inspektor.“

Da schlug der alte Egoist eine gresle Lache an, schlug sich vor die Stirn und lachte, lachte bis das Lachen in ein Todesröcheln überging.

## Rapierkrästel.

Beinkleid, Nachtteil, Gesindel, Halme, Leute, Skatispiel, Mühen, Grausam.

Es ist ein Sprüchwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

## Diamanträtsel.

a	Die Buchstaben sind so
a a b	zu ordnen, daß die mittlere
b b e e e	wagerechte und senkrechte
e e e e h h i	Reihe gleichlautend ist und die
i i i i l l m m n	wagerechten Reihen folgende
n n n r r r r	Bedeutung haben: 1. Konsonant, 2.
r r s s s	Körperteil, 3. Farbe, 4.
s t t	Bezeichnung für den, der
u	sein Fach beherrscht, 5. Land in
	Amerika, 6. schmachtender Fisch, 7. Teil
	des Kopfes, 8. Wild, 9. Konsonant.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreisilbige Charade: Wachtposten.  
Silberträtsel: Graubünden, Emille, Rabatt, Ipswich, Nebraska, Gauner, Schwäge, Freilev, Eduard, Zimmermann, Rejemia, Durham, Ulme, Nicolai, Dion, Kanibal, Lionel, Estimo, Iocrates, Niederwald, Eisenbahn, Warschau.  
Geringe Feind und kleine Bund soll Niemand verachten.